Sofort sagte Tante Kathryn ja, denn sie mag gar nicht gerne naß werden und kann es nicht leiden, wenn ihr der Regen ins Gesicht schlägt, was mir dagegen ein wahrer Genuß ist. So fuhren wir also schnell durch die Straßen, von denen jede ein Bild ist mit ihren alten braunen Palästen, den steinernen Treppen, auf denen hübsche Frauen unter ihren roten Regenschirmen miteinander plauderten, der merkwürdigen Brücke und den mit Wein bewachsenen Pergolas. An einem herrlichen Dom kamen wir vorbei, als eben die Vesper geläutet wurde und Kinder, junge Mädchen, alte Frauen mit schwarzen Tüchern, schneidige Soldaten und mutig aussehende große Offiziere folgten der Einladung der Glockenklänge. Nun erreichten wir ein altmodisches Hotel mit einem Garten am Ufer des Flusses, und hier unter einer dichten Laube von Kastanienbäumen, deren Blätterdach für Wassergüsse undurchdringlich war, tranken wir Kaffee und aßen herzförmige Kuchen dazu, während oben in den Wolken der Donner auf seiner riesigen Orgel spielte.

„Kein Wunder, wenn man hier schneidige Soldaten und stattliche Offiziere sieht," sagte der Chauffeurler als Antwort auf eine Bemerkung von mir, die auch Bietsche wiederholt hatte. „Brescia hat sie mehr verdient als die meisten anderen italienischen Städte, denn es war bekanntlich stets berühmt wegen des militärischen Genies und hohen Mutes seiner Männer, und es hat eine Zeit gegeben, wo nur Mailand noch mächtiger war. Benedig, dessen Basall Brescia war, hatte wohlrich ein Recht dazu, auf diese Stadt besonders stolz zu sein. Die Geschichte von der großen Belagerung, bei der Bayard jene Wunde erhielt, die er für tödlich hielt, ist so interessant wie ein Roman. „Die Errettung Tartagias" und „Die Großmut Bayards" sind ganz hinreichende Stellen."

„Und dennoch werden wir auch hier wieder nur durchfahren und nichts zu sehen bekommen, als was wir im Fluge erhaschen," seufzte ich. „Ach, das Automobilfahren, das Automobilfahren und die Automobilnarren!"

„Wie oft hat man dieses halb angenehme, halb bedauernde Gefühl Dingen und Menschen gegenüber, an denen man nur so vorbeisaust," stellte Sir Ralph eine Betrachtung an, augenscheinlich vom Trennungsschmerz durchaus nicht tief ergriffen. „Ich habe dieses Gefühl andauernd, besonders wenn es sich um die schönen schwarzäugigen Mädchen handelt, die ich nur von weitem erblicke und hinter mir lassen muß, noch ehe ich ihre Züge recht erkannt habe. Ich sage dann zu mir selbst: „Entzückende Menschenblume, in den Staub der Straße geworfen! Ach, ich muß dich auf ewig lassen. Was wird dein Los sein? Werden dich deine ländlichen Sorgen und Kümmernisse frühe altern? Wie schmerzlich ist es mir, daß ich niemals deine Geschichte erfahren werde."

„Dies wäre gar nicht einmal interessant," behauptete Bietsche sehr bestimmt. „Aber diese Theorie wird Sie wahrscheinlich so wenig beruhigen, als es neulich Maida beruhigte, als sie zu spät versuchte, eine Fliege vor dem Ertrinken im Honigtopf zu retten, und ich sie trösten wollte mit der Vermutung, die Fliege hätte sich bei näherer Bekanntschaft wahrscheinlich durchaus nicht als eine „gute" Fliege entpuppt."

„Nein, das tröstet mich gar nicht," klagte Sir Ralph. „Aber immerhin liegt eine kleine Erregung in dem Gedanken, wie ein Donnerkeil in anderer Leute Tragödien, Komödien oder Romane hineinzusahren, einen schnellen Blick in die sich offenbarenden Möglichkeiten zu werfen und gleich weiterzusausen. Aber wir kommen auch an Wesen vorüber, die ich mit Freuden aus meinen Augen scheiden sehe. Nicht solche, die uns Anarchistenblicke zuschleudern und damit unbewußt ihre Lebensansicht verraten; auch nicht die langsamen alten Leute, die nicht wissen, wohin sie ausweichen sollen und verständnislos unserem wilden Fuhrwerk nachstarren — was will aus dieser Welt noch werden! — Auch nicht die bellenden Hunde, die außer sich sind vor Wut, wenn wir gar nicht merken, daß sie es sind, die uns erschrecken. Nein, ich meine die gräßlichen schreienden Jungen, die in ihrer größten Geschwindigkeit neben dem Wagen herrennen, wenn wir mit unserer kleinsten einen steilen Berg hinaufkeuchen. Das sind die Geschöpfe, die ich verwünschen und mit einem einzigen Wort aus dem Dasein auslöschen würde, wenn so was überhaupt in mir läge. Zu denken, daß sie, sie imstande sind, uns zu demütigen! Meine Selbstachtung kehrt erst wieder zurück, wenn wir auf ebenem Boden sind und meine Lebensfreude, wenn wir bergabsausen und einem Motor von vierzig Pferdestärken nichts nachgeben, geschweige denn einem zweibeinigen italienischen Bauernjungen."

„Was sich hier eine Nachgier zeigt, wo man sie am wenigsten vermutet hätte!" rief Herr Barrymore ganz erstaunt. „Aber der Regen hat aufgehört. Wollen wir weiterfahren?" Und wir alle stimmten eifrig zu, wie wir es wahrscheinlich sogar schon im Paradies tun würden, sollte es sich ums Automobilfahren handeln.

(Fortsetzung folgt.)

„Grünberger Schattenseite."

Eine Weinstudie aus Schlesien.

Von [Nachdruck verboten.]

Heinrich Lee.

In meiner Jugendzeit sah ich ein Theaterstück, ein einaktiges Lustspiel von Holtei, das „Dreiunddreißig Minuten in Grünberg" hieß. Der ungefähre Inhalt war, daß jemand in eine Dame verliebt war, durch unüberwindliche Schüchternheit aber von einem Geständnis zurückgehalten wurde — erst der Genuß einer Flasche Grünberger Champagner sollte ihm die Zunge lösen, und so machte dieses Getränk aus beiden ein glückliches Paar. In diesem Stück erklärt die betreffende Dame ihrem Verehrer auch die Grünberger Weinkarte. Da ist der „Biermännerwein", den kein Mensch trinken kann, außer wenn ihn drei Männer fest um den Leib halten und der vierte ihm den Wein gewaltsam in die Gurgel schüttet. Da ist der „Wächter-", auch „Wendewein" genannt — wenn man diesen Wein getrunken hat, so muß man sich in der Nacht alle halbe Stunde vom Wächter wecken lassen und sich umwenden, damit der Wein einem nicht ein Loch in den Magen frißt. Da ist der „Strumpfwein" — gut für zerrissene Strümpfe, weil er, selbst wenn schon in ganz kleinen Quantitäten genossen, die Löcher darin zusammenzieht. Da ist schließlich der „Schulwein", der den Kindern vorgezeigt wird, wenn sie nicht in die Schule gehen wollen — nur zu sehen brauchen sie ihn, dann gehen sie schon. Vielleicht hat Holtei, obwohl selber Schlesier, durch dieses Stück erst zu den zahllosen häßlichen und herzlosen Witzen, welche die schlesische Weinstadt über sich ergehen lassen muß, den eigentlichen Anlaß gegeben. Daß diese schlechten Scherze noch immer kein Ende nehmen wollen, erfuhr ich auf der Fahrt nach Grünberg, denn im Coupé erzählte jemand einen neuen Schüttelreim aus einem Witzblatt: „Grünberg liegt zwar im Weinland, doch besser macht man da Leinwand." Wie ich gleich vorausschicken will, hat diese neueste Bosheit über Grünberg daselbst eine um so tiefergehende Erbitterung erweckt, als die Grünberger Industrie sich zwar nach allen möglichen Richtungen betätigt — nur gerade Leinwand wird nicht in Grünberg gemacht.

Es war Mitte März, als ich nach Grünberg kam. Auf den Höhen, Ausläufern der Karpathen, welche die Stadt umziehen und ihr den Namen gegeben, sah es noch grau und kahl aus. In den Weingärten, welche der Zug kurz vor der Stadt durcheilte, lagen die während des Winters herausgezogenen Pfähle noch wüst herum, und in wirrem Durcheinander streckten die noch unbeschnittenen Rebstöcke ihre langen dürren Ranken über den sandigen Boden. Der Weg vom Bahnhof nach der Stadt geht durch eine freundliche Villenstraße. Merkwürdige Gebäude gibt es in Grünberg nicht — wohl weil Grünberg niemals irgendeine Residenz war, obwohl es in jedem Jahre von Friedrich dem Großen besucht wurde, der sich hier viel um die Anpflanzung von Maulbeerbäumen kümmerte, von denen einige noch jetzt vorhanden sind, und woran auch noch eine „Maulbeerstraße" erinnert. Ebenso sorgte er sich um die von ihm wiederbelebte alte Tuchindustrie, woran zum Gedächtnis in der oberen Stadt noch eine Anzahl von ihm errichteter schlichter Arbeiterhäuser stehen. Einmal soll der Grünberger Bürgermeister dem König im Namen der Bürgerschaft ein Glas des städtischen Gewächses kredenzt haben. Der König lobte den Wein, der Bürgermeister aber, so erzählt die Sage, erwiderte mit Stolz: „Majestät, wir haben noch besseren."

Erst wenn man die langgedehnte Stadt hinter sich hat und, durch tiefen Stand stapfend, die umliegenden Höhen erreicht, hat man einen Ueberblick über ihre schöne landschaftliche Lage — das weite, hügelige, mit zahlreichen Gartenhäuschen besetzte Reben- und Obstgelände, die fernen Waldungen, den Oderstrom und auch über die vielen Fabrikschornsteine der Stadt. Denn außer der Tuchmacherei besteht seit einigen Jahrzehnten in Grünberg noch eine ziemlich bedeutende Eisenindustrie; auch Teppiche, Zementwaren, Dachpappen, Filze, Oefen, Preßhefe, Soda usw. werden fabriziert, wozu noch mehrere Dampfmühlen, Brunnenbauanstalten, Ziegeleien und ein Braunkohlenwerk kommen. Die hohe Blüte, zu der es die Grünberger Tuchmacherei heute gebracht hat, ist merkwürdigerweise gerade auf die schweren Krisen zurückzuführen, die dieses Gewerbe früher durchzumachen hatte, zumal in den 1870er Jahren, weil damals alte Etablissements, die sich nicht halten konnten, von ihren heutigen Besitzern zu sehr niedrigen Preisen übernommen werden konnten. Eingeführt wurde die Tuchmacherei in Grünberg, die jetzt dreitausend Arbeiter beschäftigt, durch die Blämen und Franken, die auch die Kultur der Rebe mitbrachten, und es ist nun elf Jahre her, daß die Grünberger unter großen Festlichkeiten ihr 750jähriges Weinjubiläum begingen.

Was man hier von den Höhen übersieht, die verschiedene Namen tragen wie „Friedrichshöhe", „Gründbergshöhe", „Löbedank" usw., sind zweitausend Morgen Weinland. Vor noch nicht langer Zeit betrug die um Grünberg mit Wein bebaute Fläche mehr als das Doppelte. Es vollzieht sich in Grünberg dieselbe Wandlung wie in Südtirol und noch vielfach anderswo. Die Verteuerung der Arbeitskräfte, die der Weinbau in so großer Menge verlangt, verbunden mit den vielen Gefahren, denen er ausgesetzt ist, wie Wetter und Krankheiten, macht ihn teilweise nicht mehr recht lohnend, und man baut dafür lieber Obst, sogar Kartoffeln an. Worunter der Grünberger Wein in den letzten Jahren stark zu leiden hatte, war der sogenannte „rote Brenner", die Mattfallkrankheit, die auf einen Blätterpilz zurückzuführen ist und gegen die nun natürlich alles Erdenkliche getan wird. Bei dem industriellen Charakter der Stadt hat viel von dem ehemaligen Weinland auch der Bebauung weichen müssen.

„Grünberger Schattenseite" hat der schnöde Witz den hier wachsenden Tropfen getauft. („Getauft" — auch wieder so ein Wort, das einem gerade beim Grünberger gedankenlos aus der Feder fließen muß!) Aber mit welchem Unrecht! Meilenweit von den als Pünktchen am südöstlichen Horizont auftauchenden Türmen Glogaus bis zu den nicht weit im Westen sich talwärts ziehenden Kartoffelfeldern der hier beginnenden Mark Brandenburg sieht man das Land vom Glanz der lieben warmen Frühlingssonne übergossen. In den wenigen Büschen und Schonungen, die auf den Höhen noch übrig geblieben, will schon der Flieder seine dicken Knollen öffnen, um die Zäune ranken sich die grauen Flocken der Waldrebe, die Zweige der jungen Lärchen sind wie mit Goldkörnern übersät, nur die Reste eines echten welschen Kastanienbaums, der ganz einsam steht, starren noch kahl winterlich in die goldig blaue Luft. Ueberhaupt ist Grünberg an seltenen Bäumen nicht arm, so zumal an alten Eiben, die noch vielfach in den Gärten und Höfen der Grünberger Häuser stehen — als bemerkenswerteste darunter eine, die in einem Hof an der „Seilerbahn" steht und deren Alter auf sechshundert Jahre geschätzt wird. Dazu sind das nur die „Obergärten", die wir jetzt durchwandern — unten im Tal in den „Niedergärten" geht die Luft noch milder, und auch die Reife tritt eher darin ein. Wir kommen an den beiden, vom Staate angelegten Mustergärten vorbei, wo durch Versuche festgestellt wird, welche Rebsorten sich für den Grünberger Boden, der meist aus Lehm und Sand besteht, am besten eignen — es sind das Silvaner, Portugiesen, Traminer, Gelbschönedel —, welche Art der Düngung und des Schnittes die beste ist, und wie die Schädlinge am besten zu vernichten sind. In einem Garten wird schon gearbeitet, es sind wenig Männer und viel Frauen — die erste Frühjahrsarbeit, sie säubern den Boden und beschneiden die Stöcke. Wieviel Mühsal noch, bis endlich an einem sonnigen Oktobermorgen in aller Frühe Grünbergs Glocken läuten und unter lustigem Geleit die mit Wannen beladenen Wagen in die Lese ziehen, nachdem kurz vorher die schönsten und besten der Trauben, die als Tafelobst verwendet werden, schon abgeschnitten worden sind — so hat Grünberg in einem Jahre schon einmal eine halbe Million Trauben verschickt. Der Abend kommt, von allen Hügeln lodern Feuer, Musik ertönt; Geschrei und Lachen, Böller dröhnen, Schwärmer zischen, und das kümmerlich gewordene Pflänzchen Romantik, soweit ihm die Polizei hier zwischen den Reben noch das bißchen Existenz gestattet, spukt auf Grünbergs Höhen.

Wir wandern wieder in die Stadt hinab. Eben fährt vor unseren Augen ein Wagen mit einer Aepfelladung in einen Hof. „Was wird denn das für ein Jahrgang?" fragt ein Vorübergehender den am Tor stehenden Herrn. „Ein Jahrgang für dumme Jungen" ist die zarte Antwort. „Da wollen die ihn wohl ganz allein austrinken?" gibt der andere zurück. Ich setze dies Gespräch hierher, damit man sieht, daß die Grünberger über ihren Wein auch selber Witze machen. Nicht weniger als 32 Weinhandlungen, 3 Champagnerfabriken und 16 Kognakbrennereien, abgesehen von den Fruchtfabriken, zählt die Stadt — ein Beweis also, besser als jeder andere, welcher Nachfrage und Hochschätzung sich der Grünberger Wein erfreut, und wie wenig ihm sein grausamer Leumund im Grunde geschadet hat. Ueberraschen wird es manchen, daß die eine der erwähnten Champagnerfabriken zugleich die älteste in Deutschland ist. Gegründet wurde sie im Jahre 1826, und man wird den Mut des kühnen Mannes, der es gerade von hier aus der so abgelegenen Enklave des deutschen Weinbaues wagte, mit der Heimat des Champagners als erster in Wettbewerb zu treten, wohl bewundern müssen. Veranlaßt dazu wurde er durch die Beobachtung, daß die Grünberger Weine in Hinsicht auf die Neutralität, welche ihnen der sandige Boden verleiht, mit den Gewächsen der Champagne eine gewisse Aehnlichkeit haben, und daß besonders die schwarzen Burgundertrauben, die man in Grünberg baut, zu Schaumwein gut geeignet sind, weil die aus ihnen erzeugten Weine viel Kohlensäure absorbieren, frei von jedem Bodengeschmack sind und auch ihr Gehalt an Säure und Alkohol in dem richtigen Verhältnis zueinander steht. Heutzutage hält diese Firma beständig eine viertel Million Flaschen auf Lager. Trotzdem die Grünberger Rebengärten an Umfang zurückgegangen sind, so pflanzt Grünberg doch noch immer soviel Wein wie Rüdesheim und Assmannshausen zusammengenommen, und Schlesien nimmt im deutschen Ofen als Weinland noch immer die erste Stelle ein. Während Posen nur 131 Hektar mit Reben bepflanzt, Brandenburg 421 Hektar, beträgt die Weinfläche des mit allen guten und schönen Dingen so reich gesegneten Schlesiens über 1300 Hektar, die in guten Jahren etwa 50 000 Hektoliter Wein ergeben, wovon weit über die Hälfte allein auf Grünberg entfällt.

Der sozusagen sauerste Teil meiner Studien in Grünberg stand mir noch bevor — ich hatte den Grünberger noch zu kosten. In den Grünberger Hotels und Restaurants wird er meist aus dem Faß und viertelsweise verschänkt, und man verlangt „Roten" oder „Weißen". Von dem „Roten" wurde mir abgeraten — es wurde mir gesagt, er sei deshalb rot, weil er sich „so schämt". Aber auch in Flaschen ist er zu haben — mit den verschiedenen Lagenbezeichnungen, wie Kosscheberger, Goldene Krone, Maulschtaler, Neuschleberger, Kapellenberger, Lindenberger usw. Ein Hügel bei Grünberg heißt „Steinberg", infolgedessen brachte Grünberg auch einen „Steinberger" in den Handel. Darob gerieten die Steinberger am Rhein in großen Zorn, verklagten die Grünberger, und das Gericht entschied, daß die Grünberger ihren Steinberger zwar weiter unter diesem Namen verkaufen durften, aber mit dem Zusatz „Grünberger Steinberger". Seitdem ist der Steinberger, der aus Grünberg stammt, von den Weinkarten verschwunden. Natürlich sollte mir das Beste vor die Klinge, was an Grünberger zu haben war, und so begab ich mich mit einem freundlichen Begleiter in eine renommierte Trinkstube, wo ich dem Wirt dieses mein Verlangen kundgab. „Also Schweinwein", sagte mein Herbergsvater daraufhin und stellte eine Flasche vor uns auf den Tisch. Hatte schon der Name des Weines mein Befremden erregt, so wuchs dieses beim Anblick des Etiketts, das die Flasche schmückte, noch weit mehr. Links sah man darauf den Kopf des alten Fritz, rechts ein großes Schwein. Doch gab mir der Wirt über die zunächst so verwunderliche Zusammensetzung des großen Königs mit einem Borstentier und die Beziehung der beiden zu Gott Bacchus eine hinreichende Erklärung: Der alte Fritz schrieb sich daher, daß das Lokal „Zum alten Fritz" hieß — und was das Schwein betraf, so rührte es noch daher, daß diese Marke einmal für ein großes Schlachtfest oder Wurstessen bestimmt gewesen war, von dem dann noch einige Reste des Weines zurückgeblieben waren. Der Wein schwamm nun — es war „Weißer" — ganz freundlich und harmlos in den beiden Gläsern, und ich brachte zunächst meine Nase an den Rand. „Der hat aber keine Blume," sagte ich zu meinem Kumpan. „Nee, riechen tut er nicht!" lautete dessen bestätigende Antwort. „Sind Sie doch froh, daß er nicht riecht," sagte jemand am Nebentisch. Dafür kostete die ganze Flasche auch nur eine Reichsmark.

Der richtige Grünberger aber trinkt seinen Wein nicht in der Wirtschaft, sondern in der „Bürgerweinstube". Jeder Grünberger Bürger, der Wein baut und ihn auch selber keltert, hat nämlich das Recht, ihn drei Monate lang, und zwar steuerfrei in seiner Wohnung zum öffentlichen Ausschank zu bringen. Als Zeichen, wo dies geschieht, hängt aus dem betreffenden Hause ein aus Stroh oder Weide geflochtener bunter Kranz heraus. Auch findet man in jeder Nummer der Grünberger Zeitungen auf der letzten Seite unten rechts in der Ecke ein Verzeichnis derjenigen Bürger, die gerade ihren Wein zum Ausschank bringen. Am meisten werden diese Stätten natürlich des Abends besucht. Auch ohne den Kranz würde man sie leicht erkennen. Denn hinter den herabgelassenen, hell beleuchteten Vorhängen zeichnet sich schon der Schatten des auf dem Fensterbrett stehenden gewaltigen „Pastorkruges" ab. Wir treten wohlgemut in ein zur ebenen Erde gelegenes Zimmer, wo an zwei Tischen in reger Tätigkeit schon eine Anzahl Zecher sitzen, jeder ein Glas Weißen vor sich. Aus der gewaltigen Bettstelle an der Wand, die man endlich durch den Tabaksqualm wahrnimmt, darf man folgern, daß der Raum sonst als eheliches Schlafgemach dient. Eine betagte Dame, die Hebe in diesem Reich, nimmt den Krug von der Fensterbank und schänkt auch mir ein. Die einzige Nahrung, die hier ver-